

lich. Als „leeres Gerede“ werden sie zur Seite geschoben. Es gibt heute viele solche „Frauen des Pilatus“. Sie müssen ihre Gesichte weitergeben, dahin, wo Entscheidungen fallen – auch wenn sie kein Gehör finden bei Menschen à la Pilatus in unserer Zeit. Es kann dann auch die geistig-geistliche Seite unserer politischen Entscheidungen deutlicher hervortreten; sie kann sich enthüllen als Machtpolitik, als Gefangensein in dem Ewiggestrigen, als Gehorsam gegenüber dem niedrigeren Wert, dem falschen „Herrn“, als Bequemlichkeit, die im Gewohnten bleiben will, als Eigensucht und Feigheit. Pilatus wählt die Blindheit, obwohl er eigentlich schon sehen könnte. So auch heute. Niemand, wenn ihn nicht der Geist Christi treibt, verzichtet freiwillig auf seine Macht, auf die Stellung, die ihm die Macht verleiht. Kann die Entscheidung des Pilatus nicht als ein Paradigma gelten, an dem wir lernen sollten, und die Frau des Pilatus als eine Aufforderung, „einen Boten zu senden“? In gewisser Weise ist das Verhalten der Frau des Pilatus eine Demonstration, die Stimme der Ohnmächtigen, die nicht gehört bzw. als „leeres Gerede“ zur Seite geschoben wird.

Vielleicht ist jetzt der „kairos“, die Stimme der Frau des Pilatus, ihre Botschaft wieder zu hören? Und Jesus *nicht* zu kreuzigen?

## Gedichte eines Überlebenden

Das poetische Werk des Philosophen und Psychologen Dieter Wyss

Eugen Biser, München

„Gedichte eines Überlebenden“, oder besser noch: „eines, der durch Dichtung überlebte“, so möchte man das dichterische Werk betiteln, das die von Dieter Wyss vorgelegten wissenschaftlichen Arbeiten von Anfang an wie ein aus Dornen und Blüten geflochtener Kranz umgibt. Das Bild ist weniger schief, als es den Anschein hat. Denn diese Lyrik baut sich, anders als die klassische, von außen, also von der ‚Peripherie‘ einer kämpferisch-leidenden Auseinandersetzung mit einem weithin als unzumutbar empfundenen Dasein her auf. Vieles hat das Gepräge einer fortwährenden Abrechnung, die weitergeht, auch nachdem der Terror des Nationalsozialismus zusammenbrach und auf die Zeit der brutalen Ge-

walt das Stadium einer saturierten Bürgerlichkeit und auf dieses, insbesondere im akademischen Bereich, die Drohung neuer Gewalt in Gestalt der Studentenrevolte folgte: drei Erscheinungsformen, drei Masken, hinter denen der Dichter Dieter Wyss das Gesicht der einen gleichbleibenden Unmenschlichkeit erblickt, von dem er sich gleicherweise bedroht, gelähmt und herausgefordert fühlt. Erst von dieser Peripherie her erschließt sich das Innenreich der von Wyss geschaffenen Lyrik. Sie mußte sich zunächst in den lärmenden Wortkampf der zeitgeschichtlichen Auseinandersetzungen wagen, um so die Stille zu gewinnen, in der sie sich, unbelästigt vom Andrang der Erinnerungen, der verletzten Empfindungen und der bitteren Assoziationen, aussagen kann. In seinem letzten, fünfzig Gedichte umfassenden Zyklus hat Wyss dafür die Metapher ‚Zyklon‘ gewählt und damit ein Bild, zu dem neben der sturmgepeitschten Randzone auch die windstille Mitte gehört. Dorthin strebt die dichterische Aussage, abgekämpft von Polemik, Anklage und Protest, immer wieder zurück, um aufzuatmen und sich mit jenen Intuitionen beschenken zu lassen, die, wie man in Abwandlung eines mystischen Wortes sagen könnte, nur dem am Weltgeheimnis Leidenden zuteil werden. Es sind, wie schon der erste Eindruck lehrt, Intuitionen von bisweilen visionärer, öfter noch mythischer Kraft, in denen der Denker Wyss den kognitiven Ausgleich mit dem gewinnt, was ihm die Strenge des Begriffs – bei allem, was sie einbringt – zuletzt doch verweigert.

„Tanz durch's Infrarot“ (1953)

Diesem Strukturgesetz ist die von Wyss geschaffene Lyrik von Anfang an, sicher aber seit dem schon im Titel auf die ‚Irrfahrt im Zyklon‘ vorausweisenden ‚Tanz durch's Infrarot‘ verhaftet. Was sich später zur sarkastischen Anklage und zum entsetzten Aufschrei steigert, hat hier noch den leichteren Ton der Ironie und Persiflage. Darauf ist auch die Form abgestimmt, mit der der vom Reichtum seiner humanistischen Bildung bisweilen fast erdrückte Autor, wie vor ihm wohl nur Nietzsche, auf die Form der *Satura Menippea*, eine Mischform von Prosa und Poesie, zurückgreift. Er reizt zum Lachen, das dann aber jählings im Halse steckenbleibt, wenn er das scharf geschliffene Metzgermesser aufdeckt, das die ‚friedlichen‘ Kleinbürger, beim ‚Sonntagsspaziergang‘ im Kinderwagen versteckt halten; doch:

Auswandern ist zwecklos  
Bürger gibt  
Es ja überall.

Hochpoetisch wirkt dann aber die dichterische Vergegenwärtigung des von diesen Texten provozierten ‚Gelächters‘, das sich wie eine zweite Natur im Lachenden selbständig macht, ihm schließlich als „Taschengelächter“ wie eine über den Küchentisch polternde Tasse aus dem Mund springt:

Auf den Boden  
Und zerplatzt  
In  
Tausend weiße  
Scherben.

Dann aber dringt auch hier schon der Blick durch alle Vorwände und Vorhänge hindurch bis auf jenen Grund, wo sich das Sehen aus der Vorgängigkeit eines Gesehenseins erfährt, Widerspiegelung jenes richterlichen Blicks, den schon Nietzsche als seine äußerste Herausforderung empfunden hatte. Und das aus grauer Nacht heraufstarrende Auge gewinnt eine Stimme:

„Du bist es gewesen“  
Spricht die Zunge  
Zwischen den Vorhängen.  
Und es ist wahr.

„Nadir“ (1968)

Auf einen ungleich innigeren, auch milderen Ton sind die zu den schönsten Schöpfungen des Autors zählenden Strophen des Gedichtbands ‚Nadir‘ gestimmt. Wieder mischt sich Nietzsche ein, wenn es an einer Schlüsselstelle heißt:

Deinen Worten bin ich der Reiter.

Und Hölderlins Schwäne sind nah, wenn ein Gedicht in die Strophe ausklingt:

Was vergangen, laß entgleiten, –  
mit den Schwänen treibt das Licht,  
schwimmend, fliegend lernst du schreiten,  
wächst am Du das dunkle Ich.

Indessen verweisen diese Reminiszenzen, wie schon die an die Identitätsfrage rührende Schlußzeile erkennen läßt, in eine tiefere Dimension, bezeichnet von der

Säule, die mein Vergessen trägt,  
aber meine Sprache nicht mehr spricht.

Hier, in diesem Versuch, dem nostalgiesüchtigen Vergessen das Wort abzurufen, geht es, mit dem einleitenden ‚Memento‘ gesprochen, um die Verarbeitung des Entsetzens, das der Gegenwart aufgespart blieb, um jenen Liebesdienst also, der den zum Schweigen gebrachten Opfern der brutalen Gewalt eine Stimme leiht; denn:

Soll das Wort schonen? Ist es den Toten  
nur Kranz und billige Schleife, – nicht Mal  
unvergessener Mahnung? Wie der Klang die Noten  
übersteigt, so übersteige Wort die Qual  
der immer Präsenten. Aus jeder Zeile spricht Ihr,  
denn Ihr seid das Wort, – ich Eure Tür.

Nach Ausweis der Schlußzeile drängt auch hier die Identitätsfrage durch den aus Schmerz und Entsetzen gewobenen Vorhang in den Vordergrund. Wer den Toten seine Stimme leiht, wird durch sie zur Sprache gebracht. Auf diesem Schwebebalken des Schicksals gilt es, das Gleichgewicht zu halten. Dazu mahnt die Strophe, die in das windstille Zentrum des auch bereits in dieser Sammlung durchmessenen ‚Zyklons‘ einführt:

Welches Glück ist nicht auch ein Verhängnis, –  
Füllhorn, Stern und magisches Licht –  
aus der Tiefe mahnt dich die Bängnis:  
halte den Tag, verliere dich nicht!

Der schwerste Schatten, der sich auf die von den Gedichten dokumentierte Sinn- und Selbstsuche legt, ist der der Einsamkeit, deren Gitterstäbe um so fühlbarer werden, je deutlicher sich die Fühlung des antwortenden Du einstellt:

O Gitter, o Schrei, o Verbannung –,  
wann komm ich endlich zu Dir?  
Den Spruch meiner Verdammung  
sprach ich selbst –, wer sprengt noch die Tür?  
Ich lausche dem Schlüssel in Ketten:  
verschließt er – wird er uns retten?

Was hier noch offene Frage bleibt, geht unversehens in die beglückende Erfahrung über, mit dem aus dem Gefängnis der Einsamkeit ausgestoßenen Notschrei Erhöhung gefunden zu haben. Es ist dies die sich überall,

wo Einsame rufen, einstellende Erfahrung, wie sie sich paradigmatisch für den inneren Vorgang des Gebets im ‚De profundis‘ des alttestamentlichen Psalmbuchs ausdrückt:

Wer, dort, im Nichts, hört meinen Schrei?  
 Das Schicksal bindet nur, sonst ist's ihm einerlei,  
 wie und wohin die Räder rollen, –  
 nur beugen kannst du dich, doch nicht mehr wollen.  
 Ich beuge mich, laß Nacht und Erde mich umfassen, –  
 doch kann von Dir ich niemals lassen!

Wie alle große Dichtung ist auch die von Dieter Wyss, wenngleich in einem ganz undogmatischen, transkonfessionellen Sinn, religiös. So stimmt sich die Schlußzeile bis an die Grenze eines förmlichen Zitats auf jenes Bibelwort ein, das sich hier wie kaum ein anderes nahelegt. Es ist der Ausruf des im Kampf mit dem Gottesengel begriffenen Patriarchen Jakob: „Ich lasse dich nicht, bevor du mich segnest!“ (Gen 32,27) Und dieser ‚Segen‘ bleibt auch hier, in diesem lautlosen Kampf mit dem Weltgeheimnis, nicht aus. In einer an Rückert und Rilke erinnernden, tatsächlich aber aus mystischen Quellen gespeisten Sprache versichert deshalb das unmittelbar anschließende Gedicht:

Ich bin der Stein,  
 Du bist der Ring, der sich geschlossen,  
 Ich bin der Schein,  
 Du bist das Licht, von mir umflossen.  
 Du bist die Spur, ich Weg und Richtung,  
 Du bist der Wald, – ich Raum und Lichtung,  
 Du bist der Laut, ich Deine Stimme,  
 Du Flut, die brennend ich durchschwimme,  
 Du meine Hoffnung, ich – Dein Ziel,  
 Im letzten Ernst: das große Spiel.

„Irrfahrt im Zyklon“ (1983)

In der durch Linolschnitte von Rudolf Scharpf ebenso einfühlsam wie eindrucksvoll erläuterten ‚Irrfahrt im Zyklon‘ zieht Wyss die Summe aus seinem dichterischen Schaffen. Es ist, auf der biographisch-mythischen Ebene, die Geschichte der Verwandlung dessen, der Odysseus sein wollte und sich als Hiob wiederfindet. Und es ist, hintergründiger noch, die Geschichte jenes Dialogs, der als Anrufung des Göttlichen beginnt

und, wenn er gelingt, mit der Selbstfindung endet. Demgemäß erklingt zu Beginn des Werks – und wie ein *cantus firmus* dann in der Folge noch dreimal – die ‚Stimme des Herrn‘, die den ‚Anruf‘ des atemlosen, namenlosen, sprachlosen, von Odysseus als Niemand verspotteten Kyklopen beantwortet, wenn freilich auch eher zum Schweigen bringt, als daß sie wirklich darauf einginge. Nur von ferne klingen biblische Motive an, am deutlichsten in der sich in der Folge wiederholenden Frage: „Wo ist dein Bruder, Kain?“

So ist es nur folgerichtig, daß sich der Anruf wiederholt, jetzt aber im Mund des ungleich sprachgewaltigeren Hiob, der mit einer blasphemischen Pervertierung des Vaterunser Anklage erhebt, der es aber im Unterschied zur biblischen Modellfigur nicht bei der Absage an die Schöpfung beläßt, sondern sich in einer Schöpfungs-Kritik ergeht, da er im Weltgesetz den Zwang zur Selbstzerstörung am Werk sieht:

Deine Bilderstürmer  
hast du gemästet,  
damit der Mensch  
sich wissenschaftlich entformelt.  
Dein Geist  
schlägt dir als Ungeist zurück ...

Dennoch sucht auch Hiob die Gefängnismauern seiner Einsamkeit mit dem Brecheisen der insistenten Frage nach dem Du aufzubrechen:

Wo ist das „Du“  
in dieser Welt?  
Salb es mit Eheöl ein  
und es ist für immer verschollen.  
Du – du – wo ist das Du in dieser Welt?

Und in einem zweiten Anlauf dann noch dringlicher, geschärft durch die Erfahrung, daß der Mensch den andern immer nur im Profil, nie aber wirklich ‚von Antlitz‘ zu Gesicht bekommt:

Ach, ihr Profile des Grauens  
unsternverstörtes, enthauchtes Du  
zwischen Gezeiten  
im Zwischenland entgrabner Nächte.  
Du? Du?  
Wo bist du? Wo?

Doch so inständig diese Frage erklingt, sie bekommt keine Antwort. Zwar ertönt die ‚Stimme des Herrn‘ noch mehrfach, doch ohne den dia-

logischen Rückbezug zu dem nach ihm schreienden Menschen. Ihm wird nur gesagt, daß er das ihm gegebene Medium, die Sprache, bis zur Unbrauchbarkeit verkommen ließ. Die Sprache, einst das lebendige Zwischen von Mensch und Gott, ist jetzt nur noch

heimisch bei Engeln  
wenn der Mitternachtschor  
Orion umkreist.

Was dem Menschen als kümmerlicher Restbestand blieb, ist – und härter dürfte das analytische Sprachmodell wohl kaum einmal kritisiert worden sein – nur noch „Information“. Was so zustande kommt und von dem Zyklus mit geradezu protokollarischer Genauigkeit registriert wird, ist die – mit Buber gesprochen – Geschichte einer ‚Vergegnung‘, in der sich die beiden Partner verlieren, indem sie sich, inständig und verzweifelt, aufeinander zubewegen.

Wenn man nach den Gründen dieser wachsenden Verstörung Ausschau hält, so liegen sie offensichtlich in den mit traumatischer Heftigkeit einbrechenden Erinnerungsbildern: Bilder aus einer vielfach angeregten, aber auch erregten, frustrierten und mehr noch geängsteten Kindheit; Bilder aus einer gehetzten Schulzeit, eingeleitet durch das beziehungsreiche Motivwort „Am Brunnen vor den Träumen“, die nur einmal, anlässlich einer Reise in die Tropen, von einer tröstenden Fühlung des Friedens aufgehellte wird:

Erstmalig fühlte ich dich, Friede  
wie du warm, fließend und blau mich umfingst.  
Das zarte Rufen der Strömung  
barg meinen Atem.  
Kaum die Hände berührend  
waren Himmel und Fluß und Wald  
mit mir eines geworden.  
Unsterblich war ich:  
unter Göttern ein Knabe.  
Mit Traumästen trank mich die Wildnis auf  
dort blieb ich  
nie kehrte ich wieder zurück.

Doch wird dieser Sonnenfleck alsbald wieder durch peinigende Erinnerungen an die Repressionen, Verdächtigungen, Schrecknisse und Greuel der Nazizeit, an die schleichende Unmenschlichkeit des Krankenhausbetriebs und an die Ängste des Krieges verdunkelt. Erinnerungen, die, wie es einmal heißt, „zur Erinnye“ werden. So bleibt der Eindruck eines

personalen Fehlgriffs, eines Lebens, das, wie das Schlüsselgedicht sagt, Odysseus werden wollte und sich in die Hiobrolle verschlagen sieht. Zweimal stellt sich hier die Frage nach dem sinnstrebigen ‚Wohin‘. Und die Antwort:

Mit Hölderlin von Bleibe zu Bleibe gestürzt  
tunkt ihm kein Schwan  
das Haupt ins heilig-nüchterne Wasser.

Damit ist dann aber auch schon das schmale Zwischenfeld erreicht, in dem es, wenn schon nicht zu einer Lösung, so doch zu einer Beschwichtigung der Sinnfrage kommt: die Region des wachgerufenen Mythos. Eine erste Annäherung über die Gestalten der deutschen Sage, Roland, Parzival und Tristan, mißlingt, einmal, weil die Nähe zur Geschichte, die auf jedem ihrer Blätter Entsetzen „zubläst“, noch zu groß ist, sodann und wesentlicher noch, weil der Bamberger Reiter, in dem der Dichter die Figur Parzivals wiedererkennt, schon zu sehr über das „Cogito ergo sum“ („Ich denke, also bin ich“, nach René Descartes) nachsinnt, als daß er das „lösende Wort zu finden“ vermöchte.

Ungleich weiter führt demgegenüber die Annäherung an Odysseus. Zwar nahm mit dem von ihm ersonnenen Pferd die Wissenschaft ihren Anfang. Im Unterschied zu seinen Epigonen, den Kernspaltern, Einstein, Planck und dem nicht genannten, aber wegen seiner Altersneigung zum Okkultismus mit einem ironischen Seitenhieb bedachten C. F. von Weizsäcker, weiß er jedoch noch um den rettenden Heimweg:

Nein, du mein Odysseus  
meerschaumgeboren  
gottverflucht und göttergeschützt  
dir wollt ich mein Leben weihen ...

Weil dem Dichter dies versagt blieb, behält er als Identifikationsfigur nur Hiob, den „Vater der Flüche“; denn ihm wurde mit der Einsamkeit der „Tod mitten im Leben“ zubestimmt, das Entweder-Oder einer letzten Unentschiedenheit, so daß er nur klagen kann:

Ich, der ich nichts bin  
niemand, nirgend und keiner  
habe keinen Zyklopen zum Feind,  
sondern nur mich, meinen eigenen Grund.  
Rechts und links  
oben und unten  
in mir, außer mir:



Ein Korn vom Staub  
in der kosmischen Leere.

Folgerichtig beschwört der Sog der Unentschiedenheit die Gestalt des Orpheus herauf, doch nicht des Sängers, der die Furien beschwichtigt und die verlorene Gattin dem Hades zu entreißen sucht, nein, eines wissend gewordenen Orpheus, der zur Einsicht gelangte, daß keine Macht der Welt dem Fluß der Vergänglichkeit Einhalt zu bieten vermag. Orpheus, der einsehen lernte, daß das Vergängliche nur im Lied gegenwärtig wird, so wie er selbst in den Liedern fortlebt, die ihm auf der Insel gesungen werden, die sein „vom Torso gelöstes Haupt“ empfang.

Wie weit die vergegenwärtigende Kraft des Mythos reicht, zeigt dann aber, unerwartet eindringlich, das Gedicht ‚Im Schatten der Titanen‘. Auch wenn sich der Autor, wie er ausdrücklich vermerkt, nicht mit Dante messen will, gelingt ihm hier doch ähnliches wie dem Dichter des Purgatorio, der mit seinem bildstarken Wort der Renaissanceplastik vorgearbeitet hat. Genauso schlägt hier der Meißel eines ungewöhnlich sprachbegabten Autors die Gestalten des alten und jungen Mythos aus dem Stein der Sprache heraus, angefangen von Homer und Vergil bis hin zu Hölderlin, dem „Adlersänger der Deutschen“, und Nietzsche, dem „Dulder in Christo“, gefolgt von Joseph Conrad, dem „Sänger der Meere“, und Gottfried Benn, dem „Geliebten melancholischer Rosen“. Hier kommt dann auch, einmalig im ganzen Zyklus, die Musik zu Wort, vor allem durch Beethoven; denn:

Alles andre ist Vorgriff,  
Nachhall, er ist die Vollendung.

Und vollends stimmt sich das Gedicht auf Ton und Bildführung der Göttlichen Komödie ein, wenn es anschließend erklärt:

Fernwolkend dort der heilige Bruckner  
und hier fließt Chopin,  
nachtigallerweinte Nocturne.

Das Schlußwort aber gilt den Malern, allen voran Goya, von dem es heißt:

Er ballte den Pinsel  
er schlug mit den Augen  
und bannte das Chaos mit hungrigem Griff.  
Größter Titan!  
Dich darf ich bewundern,  
denn dir verschloß ein Gott das Gehör,

auf daß du niemals die Antwort erfährst  
die Antwort auf das  
„Warum?“

Daß es diese Antwort, wenngleich nur in einer letztlich uneinholbaren Zeichensprache, dennoch gibt, deutet die abschließende Huldigung an Meister Matthias an, der wie andere Titanen „im Auftrag das Letzte geschaut“:

Der ewige Spruch:  
richtloser Spruch.  
Gott wurde Mensch.  
Hiob am Kreuz.

In dieser äußersten Steigerung seiner Leiden fragt Hiob ein letztes Mal nach dem „Du“. In seinem dritten Anruf hatte er den göttlichen Partner gebeten:

O Du! Du!  
Zeig mir dein Antlitz  
wer bist du?

Jetzt glaubt er, in aller Ungewißheit, die Antwort zu kennen:

Du, immer unfaßbar  
was weiß ich von dir?  
Was?  
Weil du, o Herr, der ganz Andere bist  
ist mir mein Nächster  
das entfernteste Ich.  
Du!  
Du, Herr, – mein Ich.

Das ist gewiß keine formelle Antwort, eher eine Perlenkette von Worten, wie es in dem Gedicht „An den Mond“ heißt, gespannt zwischen den Zeiten, aber stark genug, die Gezeiten des Daseins zu lenken:

Perle an Perle  
die Worte zwischen den Zeiten  
die meine Gezeiten heben  
und wieder verlassen ...

So spricht, wer in der windstillen Mitte des Zyklons angelangt ist und darüber doch die ihn umwirbelnde Peripherie nicht aus dem Auge verliert. So spricht, wer in seiner Dichtung lebt – und überlebt.